

Grenzsituationen des Erzählens

Jean-Marie Schaeffer

Es gibt (mindestens) zwei Wege, die Vielfalt narrativer Phänomene auszuloten. Man kann sie kategorial erschließen und mithilfe differenzierender Charakteristika in verschiedene Unterklassen einteilen. Es gibt jedoch auch einen anderen Weg: anstatt sich auf paradigmatische Fälle zu konzentrieren, kann man das Augenmerk entweder auf nicht-kanonische Formen oder auf Grenzfälle richten. Für einige Fragen ist diese Vorgehensweise ergiebiger. Monika Fluderniks Forschung zu nicht-kanonischen Erzählformen und zum faktualen Erzählen beweist auf überzeugende Weise die Fruchtbarkeit einer Reorientierung der erzähltheoretischen Forschung auf nicht-kanonische Formen.¹ Im Vergleich dazu ist der folgende Beitrag aber eher ein Beispiel für die zweite Form einer narratologischen Reorientierung, indem er sich auf narrative Grenzsituationen konzentriert. Ich werde mich genauer noch mit zwei Grenzsituationen beschäftigen: zum einen widme ich mich der inhärenten Narrativität, die mehreren grundlegenden mentalen Prozessen eigen ist, insbesondere dem episodischen (und autobiographischen) Gedächtnis, der Aktionsplanung, dem *spontanen* kausalen Denken und den Traumprozessen. Diese, wie ich sie nenne, *protonarrativen* Vorgänge werden in der Forschung zumeist nicht in Betracht gezogen, obschon sie meines Erachtens nach grundlegend für ein besseres Verständnis bewussten, sozial geregelten, kommunikativen Erzählens (sei es nun faktual oder fiktional) sind. Zum anderen geht es mir um die bereits intensiv diskutierte Grenze zwischen Fiktionalität und Faktualität. Obschon diese Grenze auf kommunikativer Ebene als pragmatische Differenz abgesichert ist, zeigt sie sich im ‚wahren Leben‘ als teilweise labil, insbesondere was die Abgrenzung fiktionaler und faktualer Vorstellungswelten betrifft.

In der Behandlung dieser zwei Belange werde ich mich besonders auf *bottom-up*-, d.h. vom Stimulus ausgelöste kognitive, Abläufe konzentrieren, da diese seltener von Literaturwissenschaftlern untersucht werden als die *top-down*-, d.h. bewusst gesteuerte und kulturelles Wissen einbringende, kognitive Verarbeitung. Die wichtige Frage ist dabei meines Erachtens nach nicht die nach dem Vorrang des einen über den anderen Prozess, sondern die nach ihrer gegenseitigen Verschränkung.

¹ Siehe beispielsweise Monika Fludernik, *Towards a Natural Narratology* (London: Routledge, 2010) und Monika Fludernik, Nicole Falkenhayner und Julia Steiner, Hg., *Faktuales und fiktionales Erzählen: Interdisziplinäre Perspektiven* (Faktuales und fiktionales Erzählen 1) (Würzburg: Ergon Verlag, 2015).

Der Sehprozess veranschaulicht diese Verschränkung sehr deutlich: die modulare *bottom-up*- und insofern von den Stimuli gesteuerte Verarbeitung retinaler Signale ist durch von der Aufmerksamkeit kontrollierte *top-down*-Vorgänge korrigierbar. Man weiß, dass insbesondere *top-down* gesteuerte Lernprozesse neuronale Strukturen bis tief in die sekundäre Sehrinde (V2) beeinflussen können.² Was die Verarbeitung von Erzählungen angeht, sind wir aber noch weit von einem klaren Verständnis dieser Verschränkung entfernt. Beispielsweise wissen wir noch nicht, wie der Beitrag subpersonaler *bottom-up*-Simulationsprozesse einerseits und des expliziten *top-down*-Wissens von intentionalen Handlungsstrukturen andererseits für die Dynamik des Verstehens von Erzählproduktion und -rezeption zu bewerten ist. Dem werde ich mich im Folgenden in einer Diskussion von *bottom-up*-Prozessen zu nähern versuchen.

1. *Protonarrative Prozesse und Pathologien der erzählerischen Kompetenz*

Ich verwende den Begriff *protonarrative Prozesse* hier um eine spezifische Art von Organisation von internen (mental)en Vorstellungen zu bezeichnen: ein protonarrativer Prozess ist eine zeitlich orientierte und perspektivisch organisierte Vorstellungsfolge von agentiven oder nicht-agentiven Abläufen, d.h. von Handlungen oder Ereignissen, die rein chronologisch (x dann y) oder kausal (x deshalb y) vernetzt sind. Sehen wir uns die beiden Hauptcharakteristika – zeitliche Vektorialität und Perspektivismus – etwas näher an.

Protonarrativität als zeitlich orientierte Organisation von Vorstellungen ist ein zentrales Merkmal von zwei (und sich teilweise überschneidenden) Hauptkomponenten unserer individuellen Identität: dem episodischen und dem autobiographischen Gedächtnis. Die Frage, ob die protonarrative Organisation in der Gedächtnisspeicherung selbst mitenkodiert ist oder ein strukturierendes Prinzip des Gedächtnisabrufs ist, ist meines Wissens nach noch ungelöst, obwohl die erste Hypothese weit weniger kontraintuitiv ist als oft angenommen wird.³

Wie einleitend angedeutet, ist Protonarrativität als zeitliche Strukturierung von Vorstellungen nicht auf das episodische und autobiographische Gedächtnis

² Merav Ahissar u. a., „Reverse Hierarchies and Sensory Learning“, *Philosophical Transactions of the Royal Society, Biological Sciences* 364 (2009), 285-299.

³ Eine überzeugende Argumentation für die Hypothese einer inhärenten Narrativität des episodischen Gedächtnisses liefern B. Milivojevic u. a., „Coding of Event Nodes and Narrative Context in the Hippocampus“, *The Journal of Neuroscience* 36.49 (2016), 12412-12424; sowie Tory S. Anderson, „From Episodic Memory to Narrative in a Cognitive Architecture“, in *6th Workshop on Computational Models of Narrative (CMN'15)*, hrsg. von Mark A. Finlayson u. a. (Leipzig: Dagstuhl, 2015), 2-11. Siehe auch Teil d) dieses Abschnitts.

beschränkt. Sie ist im Besonderen, wie Paul Ricoeur zeigt, auch ein zentrales Element der Struktur von Handlungsplanung und des Imaginierens von Handlung.⁴ Desgleichen ist unser *spontanes* kausales Denken, das Hume zufolge auf der Gleichstellung von temporalem Ablauf und kausalem Ablauf beruht, ein durch und durch protonarratives Denken.⁵ Noch interessanter, obgleich unglaublich komplexer (im Besonderen, was das Ineinandergreifen von Gedächtnisspuren des episodisch-autobiographischen Gedächtnisses und endogen imaginierten Sequenzen betrifft), ist die protonarrative subpersonale (d.h. nicht bewusst konstruierte) Dynamik von erlebten Traumwelten.

Normalerweise ist die Einheit der protonarrativen Sequenzierung mit einem klaren Anfang und Ende stärker in der Handlungsplanung und Handlungsimagination ausgeprägt als in den Vorstellungsketten von nicht agentiven Ereignissen und denjenigen des episodischen Gedächtnisses. Der gleiche Unterschied findet sich auch auf der Ebene der internen Subsequenzierung wieder. Das hängt wohl damit zusammen, dass Handlungen zielgerichtete Vorgänge sind, während Ereignisse Fragmente eines kontinuierlichen kontingenten Flusses sind und Erinnerungen des episodischen Gedächtnis immer einerseits lakunär und andererseits nicht klar voneinander abgegrenzt sind. *Spontane* protonarrative kausale Vernetzungen sind ein interessanter Fall: ihre interne Organisation gleicht derjenigen von Handlungswelten weit mehr als derjenigen von Ereigniswelten. Das hängt damit zusammen, dass die intentionale Kausalität das *default model* für unser Verstehen von Kausalität überhaupt ist.⁶ Diese intentionalistische Verzerrung unseres spontanen Kausaldenkens erklärt die interkulturell sehr verbreitete intentionalistische Interpretation natürlicher menschlicher Unfälle anhand des Prinzips der „absoluten Haftbarkeit“ (*absolute liability*): jedes negative Ereignis, auch wenn es auf den ersten Blick ein Produkt des Zufalls zu sein scheint, ist in Wahrheit das Resultat einer böartigen menschlichen Aktion.⁷

Der zweite Hauptaspekt protonarrativer Strukturierung ist ihr Perspektivismus. Jede Narrativierung von mentalen Vorstellungen ist perspektivisch organisiert, und zwar in einem doppelten Sinne: erstens ist der zeitliche Nullpunkt, von dem aus die narrativierten Vorstellungen (retrospektiv oder projektiv) zeitlich situiert werden, das *hic et nunc* des Narrativierungsprozesses selbst. Zweitens

⁴ Paul Ricoeur, *Du texte à l'action: Essais d'herméneutique*, Bd. 2 (Paris : Editions du Seuil, 1998).

⁵ David Hume, *Treatise of Human Nature* (New York: Prometheus Books, 1992), 73-84.

⁶ John Searle, *Intentionality* (Cambridge: Cambridge University Press, 1983). Searles Theorie der Kausalität, die auf der These einer direkten Erfahrung von Kausalität beruht, ist explizit gegen Hume gerichtet. Seine Argumentation lässt jedoch viele Fragen offen (siehe hierzu beispielsweise David L. Thompson, „Intentionality and Causality in John Searle“, *Canadian Journal of Philosophy* 16.1 (1986), 83-97).

⁷ Siehe hierzu Lawrence Goldman, *The Culture of Coincidence* (Oxford: Oxford University Press, 1993).

ist das narrativierende Subjekt immer das Zentrum, von dem aus und in Richtung dessen der narrativierte Inhalt bezogen wird. Narrativierung von Vorstellungen ist aus innerer Erfahrung und als innere Erfahrung organisiert, sei es als Erinnerung, Imagination oder Planung.

Die Protonarrativität von Vorstellungsfolgen mobilisiert also elementare kognitive Prozesse und Fähigkeiten, die allen Menschen gemein sind: weder die Organisation des episodischen und autobiographischen Gedächtnisses oder Gedächtnisabrufs oder die Art und Weise des Prozessierens von Handlungsplanung, noch das spontane Kausaldenken oder die Dynamik des Traumes, sind kulturabhängig (obschon ihre *Inhalte* natürlich kulturellen Ursprungs sind). Protonarratives Prozessieren von Vorstellungen produziert, reproduziert und verändert ohne Unterlass unsere evolvierende Identität als zeitliche Wesen und die Art und Weise nicht nur unseres In-der-Welt-seins, sondern auch unseres *In-die-Welt-eingreifens*. Es handelt sich um subpersonale Prozesse, derer wir uns erst bewusst werden, wenn die protonarrative Strukturierung schon realisiert ist: episodische Erinnerungen werden also immer schon narrativ organisiert erlebt. Ihre Narrativität ist Teil ihrer „Natur“ und wir tendieren dazu, die narrative Struktur der Welt selbst zuzuschreiben. Vielleicht ist diese Zuschreibung sogar berechtigt: weltliche Vorgänge *sind* meistens sequenzielle, kausal organisierte, zeitliche Abläufe. Zeitlichkeit ist eben nicht nur ein Charakteristikum der *inneren Vorstellung* (Kant), sondern auch ein Charakteristikum der *Außenwelt*; und die zeitliche Abfolge der Projektion von Stimuli auf die Retina (oder auf irgendein anderes Perzeptionsorgan) ist kausal abhängig von und homolog zu der zeitlichen Abfolge der perzipierten Sachverhalte.

Wie steht es um die Beziehung zwischen Protonarrativität und Sprache? Das Kleinkind verfügt schon in den ersten Monaten des Lebens über ein funktionelles, episodisches (d.h. protonarratives) Gedächtnis, d.h. noch bevor es sprechen kann. Der einzige Unterschied zu späteren Phasen des Lebens besteht darin, dass diese ersten Gedächtnisspuren relativ schnell erlöschen: dies ist der Grund, weshalb wir später keine Erinnerungen (mehr) an unsere früheste Kindheit haben. Das Kleinkind bewältigt auch elementare Handlungsplanungsprozesse, bevor es reden kann. Protonarrative subpersonale Handlungsplanung ist im Besonderen eine Grundbedingung der auf Imitation beruhenden Lernprozesse, die eine so zentrale Rolle in der kognitiven Entwicklung des Kleinkinds spielen.⁸ Im Falle dieser Lernprozesse ist Protonarrativität ein in Simulationsprozessen von beobachteten Aktionen verankertes Phänomen.

Die protonarrative Kompetenz ist also in beiden Fällen ihrem Ursprung nach sprachunabhängig. Um jedem Missverständnis vorzubeugen, muss man jedoch gleich hinzufügen, dass die Sprache natürlich ein ebenso außergewöhnlicher Katalysator für ein dauerhaftes episodisches Gedächtnis ist wie für eine komple-

⁸ Hierzu Michael Tomasello, *The Cultural Origins of Human Cognition* (Cambridge, MA: Harvard University Press, 1999).

xere Handlungsplanung. Desgleichen gibt es eine *feedback*-Beziehung zwischen sprachlich organisierter Narrativität und mentaler Protonarrativität. Obschon simulative Protonarrativität sprachlich organisierter Narrativität vorausgeht, wird sie ihrerseits von sprachlich organisierten exosomatischen Erzählstrukturen bereichert. Die kulturelle Plastizität der Traumwelten ist wohl das überzeugendste Indiz für eine solche Rückkoppelung.

Der wichtigste Punkt scheint mir indes folgender: protonarrative Sequenzen bestehen aus semiotisch neutralen Ereignis- oder Handlungssequenzen. Diese Sequenzen sind simulativer Natur und polysensoriell organisiert. Neben den eben angeführten entwicklungspsychologischen Argumenten gibt es auch andere Argumente für diese Hypothese. So wurde festgestellt, dass in der Art und Weise, wie Zuschauer Filme ‚prozessieren‘, die Grenze zwischen zwei Handlungs- oder Ereignis-Einheiten eine stärkere Wirkung als die spezifisch filmsemiotische Strukturierung durch Montage hat. Schnitte, die nicht mit einer in der Situationslogik (d.h. semiotisch neutralen) fundierten Grenze zusammenfallen, werden meistens von den Zuschauern übersehen.⁹ Die Gedächtnisforschung liefert diesbezüglich ein weiteres Argument. Nach Bortolussi und Dixon findet die Speicherung von Texten, also auch von verbalen Erzählungen, auf drei Ebenen statt: die erste ist die Speicherung der linguistischen Oberflächenstruktur. Die relevanten Erinnerungsspuren erlöschen zumeist, sobald der Leser das Ende des Satzes erreicht hat. Die zweite Ebene ist die Speicherung des ‚Textfundaments‘, d.h. des propositionalen Inhalts des Textes. Die Erinnerungsspuren dieser Ebene können über eine längere Dauer hinweg reaktiviert werden und sind von Individuum zu Individuum verschieden. Die dritte Ebene schließlich ist die des Situationsmodells: die Erinnerungsspuren dieser Ebene werden am längsten aufbewahrt. Dies erklärt einerseits, weshalb die Erinnerung, die wir von Erzählungen haben, meistens sehr unzuverlässig sind, falls man sie mit der sprachlich organisierten narrativen Sequenzierung des gelesenen Textes vergleicht, und andererseits weshalb die meisten Leser nach einiger Zeit nur noch eine lückenhafte Erinnerung der Hauptpunkte der Erzählung haben. Die meisten Leser speichern nur einige (für sie) prägnante Episoden, wobei die Organisation der erinnerten Episoden nicht der textuellen Sequenzierung (dem „*discours*“) folgt, sondern der Situationslogik (der „*histoire*“). Hinzu kommt, dass die Erinnerungen der Situationsmodelle selbst häufig lückenhaft, fragmentarisch und ungenau sind. All diese Tatbestände zeigen auf überzeugende Weise, dass die Substruktur der narrativen Prozesse nicht sprachlich sondern simulativ ist.

Aus kulturalistischer Sicht kann man folgenden Einwand gegen das bisher Gesagte vorbringen: ist das, was ich hier als Vorbedingung und Grundlage

⁹ Siehe beispielsweise Jeffrey M. Zacks und Joseph P. Magliano, „Film, Narrative, and Cognitive Neuroscience“, in *Art and the Senses*, hrsg. von Francesca Bacci und David Melcher (Oxford: Oxford University Press, 2011), 435-454.

kommunizierbarer Erzählungen vorgestellt habe, nicht vielmehr eine durch die und in der Konstruktion und Rezeption kommunizierbarer Erzählungen generierte Kompetenz? Narrative Kompetenz wäre somit von Anfang an eine sozial vermittelte Kompetenz und das Resultat einer selbstkatalytischen oder autopoeitischen sozialen Dynamik. Meines Erachtens ist diese kulturalistische These genauso einseitig wie der biologistische Reduktionismus. Die schon beiläufig angesprochene Hypothese einer Interaktion von *bottom-up*- und *top-down*-Prozessen suggeriert eine Lösung, die es möglich macht, die Einseitigkeit sowohl der konstruktivistisch-sozialen These (die individuelle Erzählkompetenz ist eine soziale Kompetenz) als auch diejenige der psychologisch-individuellen These (Erzählkompetenz ist eine rein mentale Kompetenz) zu überwinden. Sie hat auch den Vorteil, dass sie Protonarrativität und Narrativität evolutionär einordnen kann: narrative Kompetenz ist insofern das Resultat einer in der menschlichen Biologie (der Biologie des Gehirns) *und* in der Kultur – d.h. in den Wechselwirkungen zwischen Individuen – fundierten genetischen und kulturellen Koevolution. Daniel Dennett macht drauf aufmerksam, dass Erzählen, bevor es eine bewusste und geplante Praxis ist, die spontane Modalität der Konstruktion unserer persönlichen Identität ist.¹⁰ Kay Young und Jeffrey L. Saver, von denen im Folgenden noch die Rede sein wird, nehmen ihrerseits an, dass es der adaptive Wert der narrativen Strukturierung von Informationen ist, der ihre ursprüngliche Rolle im menschlichen mentalen und sozialen Leben erklärt: Es ist ihr großer adaptiver Wert, der die ursprüngliche Rolle erklärt, die die Erzählung (im Vergleich zu den bildlichen, musikalischen, kinästhetischen, syllogistischen oder anderen Formen) in der Art und Weise spielt wie menschliches Wissen organisiert ist. Bewusstsein braucht eine narrative Struktur, um die Erfahrung einer persönlichen Identität zu schaffen, die auf den Merkmalen der narrativen Aktivität beruht, wie etwa den Beziehungen von Kohärenz, Konsequenz und Abfolge.¹¹

Wie dem auch sei, die protonarrative Strukturierung als Prinzip der Organisation von Vorstellungsfolgen ist ein zentrales kognitives Element der menschlichen Identität. Dies zeigt sich insbesondere in der Tatsache, dass Defizite in der Erzählkompetenz – *Dysnarrativitäten* – immer mit tiefgreifenden Störungen der persönlichen Identität einhergehen.

Die Studien der narrativen Kompetenz, die sich auf die neurologische Ebene konzentrieren, lassen sich in zwei Haupttypen einteilen: einerseits Magnetresonanztomographiestudien, die die Aktivierung des Gehirns während der Produktion oder Rezeption von Erzählungen studieren; andererseits Untersuchungen der funktionellen Folgen von Hirnschäden auf der Ebene der narrativen Produktion. Die Grundannahme der letzteren Methode ist folgende: falls eine Läsion

¹⁰ Daniel Dennett, *Explaining Consciousness* (Harmondsworth: Penguin, 1991), 418.

¹¹ Kay Young und Jeffrey L. Saver, „The Neurology of Narrative“, *SubStance* 30.94/95 (2001), 72-84.

on in einer bestimmten Gehirnregion von einem Erzähldefizit begleitet wird, so ist diese Region funktionell mit der narrativen Prozessierung verbunden. Beide Methoden sind in dem Sinne indirekt, als sie öffentliche, kommunizierbare Berichte als Stimuli oder als Data benutzen und nicht direkt die protonarrative Struktur des Gedächtnisses oder der Handlungsplanung studieren. Trotz dieser Einschränkung erlauben sie es, signifikante Korrelationen zwischen spezifischen Defekten des episodischen (und autobiographischen) Gedächtnisses oder der Handlungsplanung einerseits und spezifischen *Dysnarrativitäten* zu belegen.

Welche Regionen des Kortex sind also entscheidend für die Produktion und das Verständnis von Geschichten? Sind in beiden Fällen die gleichen Regionen aktiv? In seinem Artikel „The Neuropsychology of Narrative: Story Comprehension, Story Production and Their Interrelation“ stellt Raymond M. Mar fest, dass es viel weniger Studien der ‚normalen‘ erzählerischen Produktion gibt als des ‚normalen‘ narrativen Verständnisses.¹² Es gäbe jedoch eine Reihe von pathologischen Studien von funktionellen Defiziten der narrativen Produktion bei Patienten mit Hirnschäden. Laut Mar erlauben diese Studien es, eine Vorstellung von den Regionen des Kortex zu gewinnen, die durch ‚normale‘ narrative Produktion mobilisiert werden.

Mar, der in seinem Artikel alle bis 2004 durchgeführten Analysen zusammenfasst, zieht den Schluss, dass die narrative Prozessierung hauptsächlich die folgenden Regionen des Kortex aktiviert:

a) Der präfrontale Kortex

Der mediale präfrontale Kortex ist bilateral sowohl mit dem Erzählverständnis als auch mit der Erzählproduktion verbunden. Dies ist insofern interessant, als die mediale präfrontale Region auch für die Zuweisung von mentalen Zuständen im *mind-reading* verantwortlich ist und Zuweisungen dieser Art untrennbar von kanonischen Erzählungen sind.

Der rechte laterale präfrontale Cortex, oder genauer, sein dorsolateraler Teil, wird auch bei Erzählvorgängen aktiviert. Er spielt unter anderem eine wichtige Rolle in der Planung von Ereignissen, in der Kodierung distaler oder globaler Assoziationen und in der Aktivierung von Inferenzen. Dies ist ein Zeichen der Verschränkung von narrativer Kompetenz und Handlungsplanung.

Während des Verständnisses von Geschichten sind auch der Motorkortex (in den hinteren Zonen des frontalen Lappens) und die assoziativen Zonen der Motrizität, die sich in dem präfrontalen Lappen befinden – also die Regionen die für die Planung motorischer Strategien und für die Hemmung der Reflex-

¹² Raymond A. Mar, „The Neuropsychology of Narrative: Story Comprehension, Story Production and Their Interrelation“, *Neuropsychologia* 42.10 (2004), 1414-1434.

motorik verantwortlich sind – aktiviert. Dieses komplexe Aktivierungsmuster scheint mit der mentalen Simulation der beschriebenen Ereignisse zusammenhängen, von der wir wissen, dass sie eine gleichzeitige Aktivierung des motorischen Kortex und eine Hemmung der Reflexmotorik verlangt.

b) Die temporo-parietale Verbindung (oder Kreuzung)

Diese Region, die den Temporallappen mit dem Parietallappen verbindet, wird sowohl während des Verständnisses als auch während der Erzählungsproduktion, aber auch während der Ereignisplanung bilateral aktiviert. Während der Zuweisung von mentalen Zuständen wird die temporo-parietale Verbindung zugleich mit der vorderen temporalen Region und dem medialen präfrontalen Kortex aktiviert: dies könnte ihre Aktivierung während der Verarbeitung von Geschichten erklären. Die temporo-parietale Verbindung wird übrigens auch während der Verarbeitung linguistischer Daten oder vielmehr während der Verarbeitung phrastischer und transphrastischer Makroeinheiten aktiviert. Aktuell weiß man jedoch nicht, inwiefern die Rolle ihrer Aktivierung bei der Prozessierung der großen sprachlichen Einheiten und diejenige ihrer Aktivierung in Erzählungen zusammenhängen.

c) Der Temporallappen

Zwei geistige Kompetenzen sind eng mit dieser Region verbunden, nämlich die sogenannte *Theory of Mind* (die die Fähigkeit des Menschen beschreibt, mentale Zustände anderen Wesen zuzuordnen und zu interpretieren) und die Fähigkeit, Sätze zu verketteten. Der Temporallappen teilt diese beiden Funktionen mit der temporo-parietalen Kreuzung. Wie diese scheint er nicht in elementare, nicht-narrative, semantische Prozesse involviert zu sein.

d) Der anteriore cinguläre Kortex

Diese Region wird aktiviert, wenn neues Wissen mit einem bereits existierenden Schema oder Wissen assoziiert wird, aber auch wenn Bilder beim Zugriff auf episodisches Gedächtnis und bei emotionalen Modulationen von Speicherungsprozessen erzeugt werden. Mar hat darauf hingewiesen, dass diese drei Aktivitäten – visiospatiale Metaphorik, Zugriff auf das episodische Gedächtnis, emotionale Modulation von Gedächtnisprozessen – eine große Rolle in den autoetischen Aufmerksamkeitsprozessen spielen, die ihrerseits wichtig für unser ‚Erleben‘ von Geschichten sind – insbesondere für die simulative Kompo-

nente des Geschichtenerzählens, die unserem Verständnis von Erzählungen die Form von ‚emotional orientierten persönlichen Erfahrungen‘ gibt.

Zu diesen kortikalen Bereichen muss man noch (wie im Folgenden gezeigt wird) das limbische System, d.h. den Hypothalamus und die Amygdala sowie den Hippokampus, hinzufügen. Der Hippokampus spielt eine große Rolle im episodischen Gedächtnis, das limbische System in der emotiven Dynamik. Sie sind in produktiven und rezeptiven narrativen Prozessen aktiv.

Je nach der lädierten Gehirnzone kann man verschiedene Arten von Erzähldefiziten unterscheiden. Laut Young und Saver gibt es vier Arten von sog. *Dysnarrativität*, die sich durch die betroffenen neurologischen Regionen unterscheiden. Mein Ansatz ersetzt deren Einteilung in vier Formen der Dysnarrativität durch eine, meines Erachtens kohärentere, Aufteilung in nur drei Formen.

Die erste Form der *Dysnarrativität*, die Young und Saver als *arrested Narration* („unterbrochene Narrativisierung“) bezeichnen, resultiert aus einer Läsion der Amygdala und des Hippocampus-Systems. Wie schon gesagt, ist der Hippocampus verantwortlich für die Anordnung episodischer und autobiographischer Erinnerungen, während die Amygdala eine zentrale Rolle bei der Entstehung von emotionalen Reaktionen spielt. Letztere ist nicht nur mit dem Hippocampus – also dem episodischen Gedächtnis – verbunden, sondern auch mit dem sensorischen Kortex und dem präfrontalen Kortex (verantwortlich für die Handlungsplanung). Im Falle einer bilateralen Läsion bleiben die Sprachkompetenz und die viso-spatialen Funktionen, die Exekutivfunktion sowie das Kurzzeitgedächtnis (zwischen 30 und 90 Sekunden) intakt. Auch der Zugriff auf das Langzeitgedächtnis ist noch möglich, jedoch unter Ausschluss aller Ereignisse, die nach der Läsion stattfanden. In autobiographischen Erzählungen haben diese Personen Zugriff auf alles, was vor ihrer Verletzung passiert ist, ohne sich bewusst zu sein, dass sich zwischen dem, was sie erinnern, und der Gegenwart, ein langer Zeitbereich (z.T. dreißig Jahre) von vergessenen Ereignissen erstreckt. Ihr autobiographisches Gedächtnis – und damit ihre subjektive Identitätsentwicklung – erstrecken sich bis zu dem Moment, in dem die Läsion auftrat. Ihre Interessen, ihre fixen Ideen und ihre narrativen Selbstinterpretationen bleiben über Jahrzehnte lang stabil, ohne dass sie sich dieser Stabilität bewusst sind (daher der Ausdruck *arrested narration*). Diese Form von Dysnarrativität ist eigentlich nicht ein Defizit der Narrativisierung als solcher, sondern eher eine Folge des Versagens des Langzeitgedächtnisses.

Die zweite Form der Dysnarrativität begreift zwei Unterformen: die „Unternarrativisierung“ (*undernarration*) und die „Denarrativisierung“ (*denarration*). Die Unternarrativisierung ist, so die beiden Autoren, im Wesentlichen mit bilateralen Läsionen des ventromedialen Frontallappens verbunden. Patienten mit beidseitigen Schädigungen des ventromedialen Frontallappens haben ein intaktes autobiographisches Gedächtnis, sind aber nicht in der Lage, impulsive Reaktionen zu hemmen. Sie sind auch nicht imstande, mentale Vorstellungen kon-

trafaktischer Situationen zu konstruieren, die notwendig sind, um mehrere mögliche Reaktionen in Betracht zu ziehen und ihre wahrscheinlichen Konsequenzen zu berücksichtigen. Der berühmteste Patient mit dieser Störung ist Phineas Gage, der 1868 von J.M. Harlow untersucht wurde und dank Damasio berühmt wurde. Damasio hat festgestellt, dass bei einigen seiner Patienten mit der gleichen Läsion (so z. B. Elliott) die Fähigkeit, alternative Szenarien zu konstruieren, intakt bleibt. Sie sind jedoch nicht in der Lage, ihre Vorstellungen mit differentiellen emotiven Intensitäten zu besetzen und haben daher keine bevorzugten Verhaltensmuster. Ihr sehr impulsives Handeln ist Damasio zufolge auf dieses Defizit an emotionaler Hierarchisierung zurückzuführen.

Personen mit Läsionen des dorsolateralen frontalen Kortex sind durch eine moderate Form von Denarrativisierung gekennzeichnet. Sie sind nicht in der Lage, Erzählungen aus ihren Erfahrungen, Wünschen, Handlungen usw. zu konstruieren, obschon sie ansonsten kein Defizit in der Wahrnehmungsverarbeitung haben. Dies liegt daran, dass es Läsionen in diesen Teilen des Gehirns schwierig machen, komplexe kognitive Programme zu entwickeln, Schlussfolgerungen aus der Bedeutung einer fortlaufenden Erfahrung zu ziehen, die mentalen Inhalte auf kohärente und integrierte Weise zu organisieren und schließlich Szenarien zu entwickeln, die wiederum sequentielle Aktionen ermöglichen. Im Falle einer Läsion des medialen frontalen Kortex sind die Narrativisierungsdefekte schwerwiegender: die betroffenen Personen sind nicht in der Lage, ihre Erfahrungen in einem zeitlichen Rahmen zu organisieren, der es ihnen ermöglichen würde, gegliederte Handlungen abschließend auszulösen. Dies scheint darauf zurückzuführen zu sein, dass der mediale Kortex mit dem Globus pallidus und anderen subkortikalen Strukturen verbunden ist, die für die Bildung von Handlungsimpulsen verantwortlich sind.

Die Defizite von *sub-narrating* und *de-narrating* sind de facto meistens nicht nur mit Läsionen des frontalen Kortex verbunden, sondern auch mit jenen seiner subkortikalen Vernetzungen, in denen die Entitäten und Ereignisse in narrative Strukturen organisiert sind. Die Läsionen in diesem Teil des Gehirns scheinen also jene zu sein, die sich am spezifischsten auf Dysfunktionen der Narrativität beziehen, was sich auf mehreren Ebenen vollzieht: in der Unfähigkeit, eine Geschichte fortzusetzen; in der Unmöglichkeit der Integration der Erzählsequenzen in eine kohärente globale Struktur; sowie in der Unfähigkeit, zwischen wahren Geschichten und Konfabulationen zu unterscheiden.

Eine Studie von Kaczmarek hatte schon 1984 verschiedene frontale Kortextläsionen aus der gleichen Perspektive untersucht¹³. Mar, der seinerseits die Resultate dieser Studie synthetisiert, stellt fest, dass die betroffenen Personen große Schwierigkeiten hatten, die Informationen zu organisieren, die sie kommunizieren wollten. Sie verloren sich in narrativem auf der Stelle treten, in Ab-

¹³ B. L. J. Kaczmarek, „Neurolinguistic Analysis of Verbal Utterances in Patients with Focal Lesions of the Frontal Lobes“, *Brain and Language* 21 (1984), 52-58.

schweifungen, Konfabulationen und dem Gebrauch von stereotypen Sätzen. Es war auch schwierig für sie, eine Geschichte zu beginnen, und sie waren nicht in der Lage Geschichten wiederzuerzählen, trotz intakter Sprachkompetenz auf Satzebene und einer intakten Erinnerung der Geschichte. Wenn die Läsionen nur die rechte Hemisphäre betrafen, benützten sie ohne Maß konventionelle Redensarten in dem Versuch eine Geschichte zu konstruieren. Diejenigen, die an linken dorsolateralen Läsionen litten, neigten dazu, an den einleitenden Sätzen der Geschichte festzuhalten, ohne es fertigzubringen die Geschichte weiterzuentwickeln und zu Ende zu führen. Im Gegensatz dazu hatten Patienten mit linken orbitofrontalen Läsionen Schwierigkeiten, den Fluss ihrer Erzählung zu kontrollieren, und folgten häufig willkürlichen Assoziationen, was zur Konfabulation führte. Kazmarek gelangte zu dem Schluss, dass der linke dorsolaterale Frontallappen für die sequentielle Organisation sprachlicher Informationen zuständig ist, während der linke orbitofrontale Lappen die zielgerichtete Entwicklung der Erzählung ermöglicht.¹⁴

Die dritte Form von Dysnarrativität, die „entfesselte Narrativisierung“ (*unbounded narration*), ist durch unkontrollierte Konfabulationen gekennzeichnet. Sie ist eine Folge organischer Läsionen, die nicht nur die Frontallappenstrukturen, sondern auch die Amygdala und den Hippokampus betreffen. Falls man Patienten, die diese Läsionen aufweisen, bittet, rezente Ereignisse sie betreffend zu beschreiben, erzählen sie Geschichten, die wenig oder gar keine Beziehung zu den betreffenden Ereignissen haben. Die Frontallappenstrukturen, die in dieser Pathologie verletzt sind, sind diejenigen, die dafür verantwortlich sind, die Wahrhaftigkeit von Darstellungen zu kontrollieren und inkorrekte Reaktionen zu hemmen. Die Patienten entwickeln oft innerhalb weniger Minuten mehrere miteinander konkurrierende und inkompatible Erzählungen als Antwort auf die gleiche Frage. In Experimenten, die die Fähigkeit der Patienten untersuchten, eine Geschichte genau zu verstehen und zu reproduzieren, konnte man feststellen, dass Patienten, deren rechter frontaler Kortex verletzt war, dazu neigten zu konfabulieren, aber nicht diejenigen, deren Läsionen auf die linken Hemisphäre beschränkt waren, was die Wichtigkeit der rechten Hemisphäre im Erzählverständnis demonstriert.

In einem Anhang zu ihrer Studie stellen Young und Saver noch eine andere Art von narrativer Pathologie vor: die Entkopplungsstörungen. Diese bestehen in der Unfähigkeit, eine mentale Handlung von einer körperlichen Handlung zu entkoppeln. Es ist allgemein anerkannt, dass die Entstehung der Simulation (und dementsprechend der Imagination) phylogenetisch auf diese Entkopplungskapazität angewiesen ist. Es ist des Weiteren bekannt, dass mehrere neurologische Pathologien Entkopplungsstörungen hervorrufen. Young und Saver unterscheiden zwei Arten von Störungen: strukturelle Störungen der Entkopp-

¹⁴ Mar, „The Neuropsychology of Narrative“, 1424.

lungsstruktur selbst und Störungen der Aktivierungsfrequenz des Entkopplungsmechanismus.

Es gibt wiederum zwei Arten von strukturellen Störungen: die erste beeinflusst den Traumzustand in der REM-Phase, in der bestimmte Läsionen die motorische Hemmung unterbinden, die normalerweise den Traum begleitet, so dass der Träumer tatsächlich die Traumbewegungen ausführt. Die zweite Art von Störung betrifft die epistemische Fähigkeit, zwischen endogenen Eindrücken und Überzeugungen, die auf realen Wahrnehmungen basieren, zu unterscheiden. Die betroffenen Personen prozessieren endogene Eindrücke auf die gleiche Art wie Wahrnehmungen, formen entsprechende Überzeugungen und handeln nach diesen Überzeugungen. Diese strukturelle Dysfunktion der Entkopplungsstörung schwächt auch die Fähigkeit, zwischen Fiktion und Wahrheit zu unterscheiden.

Die Fehlfunktionen, die die Häufigkeit der Verwendung des Entkopplungsprozesses betreffen, nehmen zwei Formen an. Bei bilateralen ventromedialen Frontalläsionen kommt es zu einer Unterauslastung der Entkopplungsvorgänge, die zu impulsiven Reaktionen und ganz allgemein zu kurzen Reaktionsschleifen führt. Die zweite, entgegengesetzte Form ist eine Zwangsstörung, die in einer Überbeanspruchung des Entkopplungsprozesses besteht: die betroffenen Personen simulieren ohne Unterlass die gleichen Skripte und sind dabei nicht in der Lage, sie auszuführen.

Die Folgen der verschiedenen dysnarrativen Situationen unterstreichen die Wichtigkeit der autobiografischen Narrativisierung für den Aufbau und die Evolution der persönlichen Identität. Die erwähnten psychischen Syndrome zeigen, dass die sog. Dysnarrativitäten in der Tat immer mit mehr oder weniger schwerwiegenden Depersonalisierungsphänomenen verbunden sind. Sie zeigen auch, dass Sprachkompetenz und Erzählkompetenz entkoppelt werden können, denn wie wir gesehen haben, gibt es Formen von Dysnarrativität, in denen die sprachlichen Funktionen intakt sind. Auf der anderen Seite bleibt in einigen Aphasien die Fähigkeit, Erzählungen zu verstehen und sich daran zu erinnern, intakt, obschon die Sprachkompetenz schwer beschädigt ist.

2. *Die Porosität der Grenze zwischen fiktionalen und faktischen Vorstellungen*

Aus der Perspektive der Kognitionswissenschaft – oder genauer gesagt, der kognitiven Psychologie – ist die Frage der Beziehung zwischen faktualen und fiktionalen Erzählungen in erster Linie *nicht* diejenige der ontologischen Differenz zwischen Fiktion und Faktualität. Es ist auch nicht die der Beziehung zwischen wahren *oder* falschen Aussagen einerseits und Fiktionen andererseits, sondern die der Beziehung zwischen als wahr oder falsch *angesehenen* Vorstell-

ungen einerseits und als fiktional kategorisierten Vorstellungen andererseits. Ob eine Vorstellung wahr oder falsch ist, hängt von den Charakteristika des Objekts oder der Situation ab, die von der Vorstellung intendiert werden; ob eine Vorstellung für wahr oder falsch angesehen wird, hängt vom *Überzeugungssystem* ab. Nun kann man schwer abstreiten, dass wir sehr oft falsche Inferenzschlüsse ziehen, weil eine Aussage, obschon als wahr *angenommen*, de facto falsch ist. Genereller gesehen, betrachten wir viele Vorstellungen als wahr, die in Wirklichkeit falsch sind. Falls eine solche als wahr angenommene, aber *de facto* falsche Aussage ein Element der Klasse der Überzeugungen ist, die wir, aus welch kontingenten Gründen auch immer, nicht empirisch testen müssen, so ist sie immunisiert: sie wird ein Teil unseres Überzeugungssystems bleiben, d.h. wir werden sie bis zu unserem Lebensende für wahr halten, obschon sie falsch ist.

Ich gehe dementsprechend davon aus, dass eine fiktionale Vorstellung, Aussage oder Darstellung eine Vorstellung, Aussage oder Darstellung ist, die keinen Anspruch auf Wahrheit stellt. Oder anders gesagt, es ist insofern eine Vorstellung, Aussage, oder Darstellung, für die die Frage ihrer Wahrheit oder ‚Falschheit‘ nicht sinnhaft ist. Dies impliziert, dass sie anders in unsere epistemische Ökonomie eingreifen muss als die als wahr oder falsch angesehenen Vorstellungen, Aussagen oder Darstellungen. Somit müsste es also zwei klar getrennte Kategorien von Vorstellungen in unserm kognitiven System geben: unser Überzeugungssystem einerseits und fiktionale Aussagekonstrukte andererseits. Das Problem ist nur (!), dass eine vollkommene Trennung der beiden Vorstellungssysteme unser Prozessieren von Vorstellungen lahmlegen würde.

Schauen wir uns zuerst das Problem des Einflusses von für wahr gehaltenen Vorstellungen auf als fiktional erkannte Vorstellungen an. Man braucht nicht lange zu überlegen, um zu erkennen, dass es uns unmöglich wäre, einen fiktionalen Text zu verstehen, sollte uns der Zugriff auf als wahr geltende Vorstellungen untersagt sein. Die zugegebenermaßen schlecht benannte These Austins über den parasitären Charakter fiktionaler Aussagen ist insofern korrekt, als sie von der Überzeugung ausgeht, dass das Verständnis fiktionaler Aussagen nur vor dem Hintergrund einer großen Anzahl von als wahr geltenden Aussagen möglich ist. Fiktion ist ‚parasitär‘ in dem Sinne, dass das Verstehen von Fiktion in unser Verstehen von Realität eingebettet ist. Dies erklärt auch, weshalb die These, der zufolge der Name *Napoleon* in einer Fiktion nicht identisch mit dem historischen Napoleon ist, nuanciert werden muss. Die Strategie des historischen Romans, historische Personen als Träger von fiktiven Aktionen zu benutzen, besteht wenigstens teilweise darin, den Leser dazu zu bringen, den fiktionalen Charakter (beispielsweise *Napoleon*) mit unserem Wissen von der realen Person desselben Namens (in diesem Falle Napoleon) zu bereichern. Das spezifische Interesse am Genre *historischer Roman* besteht für den Leser auch immer

darin, dass die Grenze zwischen dem fiktiven „Napoleon“ und dem historischen Napoleon verwischt wird.

Aber wie steht es um den Einfluss der Fiktionen auf die ‚reale‘ Welt, in der wir leben? Zuerst muss daran erinnert werden, dass jede Fiktion immer schon im trivialen Sinne ‚real‘ ist; dass sie ein reales symbolisches Konstrukt ist und als solches ein Teil der realen Welt. Weniger trivial ist aber die Einsicht, dass jede Fiktion eine psychische Vorstellungswelt generiert, die *als Vorstellungswelt* genauso real ist wie jede andere. Die fiktionale Welt des Werkes ist in dem Sinne ein Element der realen Vorstellungswelt des Lesers, als eine Fiktion gelesen oder nicht gelesen zu haben, auch einen Unterschied in seiner realen Welt- und Selbsterfahrung ausmacht. Und in diesem Sinne hat die Fiktion natürlich meistens nicht nur einen Einfluss auf das Wertesystem, sondern auch auf Teile des Wahrheitssystems des Lesers, insbesondere im Bereich der allgemeinen psychologischen oder moralischen Erkenntnisse.

Der eben angesprochene Fall Napoleons scheint jedoch anders zu liegen: assertorische *Existenzaussagen* scheinen eine strikte Trennung zwischen fiktiven Daten und als wahr angenommenen Daten unumgänglich zu machen. Falls alle *Napoleon* betreffenden Aussagen in einem historischen Roman frei mit unseren als wahr geltenden Vorstellungen vom historischen Napoleon austauschbar wären, wäre dann nicht die epistemische Validität der Napoleon betreffenden und als faktual angenommenen Daten in Frage gestellt? Es sollte, so könnte man annehmen, eigentlich nicht dazu kommen, dass das Wissen über den fiktiven Napoleon vom Leser benutzt wird, um sein Wissen über den historischen Napoleon zu bereichern. Aber Existenzaussagen sind nur ein Teil unserer Vorstellungen von historischen Personen. Niemand würde wohl abstreiten, dass fiktional gewonnene psychologische Einsichten unser Verstehen der psychologischen Welt des realen Napoleons bereichern können, da ja auch außerhalb jeder Fiktion diese Art von Wissen meistens nur hypothetisch ist und gewöhnlich durch empathische Simulation des hypothetischen Innenlebens des realen Napoleons gewonnen wird. In diesem Sinne ist der Weg der Erkenntnisbereicherung, dem der Historiker folgt, nicht fundamental verschieden von demjenigen des Romanciers – umso mehr als dieser sich ja auch in den historisch belegten Napoleon ‚hineinversetzt‘, um psychologische Einsichten in den ‚fiktiven‘ Napoleon zu gewinnen.

Die Beziehung zwischen *Überzeugungsraum* und fiktionaler Welt scheint also die eines *double-bind* zu sein. Die Erkenntnis, dass die Beziehung zwischen Fiktion und Faktualität die Dynamik eines solchen *double-bind* besitzt, findet man schon in dem vor etwa zwei Jahrzehnten von William Rapaport und Stuart Shapiro entworfenen Modell eines „automatischen fiktionalen Textverarbei-

ters“.¹⁵ Das Modell geht von der Annahme aus, dass der automatische Textverarbeiter drei kontradiktorische Konditionen erfüllen muss: a) er muss in der Lage sein, eine autonome Repräsentation der in der Erzählung präsentierten Information zu konstruieren und sie von seinem Wissen über die reale Welt getrennt zu halten; b) er muss in der Lage sein, Informationen aus seiner faktualen Datenbank in die fiktive Welt einzuschleusen; und c) er muss in der Lage sein, Daten aus der Welt der fiktiven Geschichte in die Datenbank seiner als wahr angenommenen Welt einwandern zu lassen. Rapaport und Shapiro postulierten deshalb die Existenz einer *semipermeablen Membran* zwischen zwei formal äquivalenten mentalen Räumen – dem der fiktiven Geschichten und dem der referentiellen Überzeugungen. Den Autoren zufolge ist der Unterschied zwischen den beiden Räumen derselbe wie der zwischen den Überzeugungen eines Subjekts *x* mit Bezug auf seine Welt und der Repräsentation der Überzeugungen eines Subjekts *y* mit Bezug auf dessen Welt. Mit anderen Worten ist der Status der fiktionalen Vorstellungen intensionaler Natur, was bedeutet, dass jede automatische Inferenz von Vorstellungen dieses Raumes auf existentielle Aussagen des Überzeugungsraums von dem Fiktionsleser in der gleichen Art und Weise blockiert werden sollte wie im Falle intensionaler Vorstellungen. Das *double-bind* besteht darin, dass in beiden Fällen diese Segregation nicht absolut sein kann. Viele unserer Überzeugungen, und das gilt auch für singular existentielle Aussagen, sind das Resultat einer unkritischen Übernahme von Überzeugungen anderer. Eine Vielzahl unserer als wahr angenommenen existentialen Aussagen resultieren aus dem Vertrauen, das wir in die Aussagen anderer haben. Man denke nur an wissenschaftliche Aussagen, von denen die meisten in aller Regel nicht unabhängig überprüfbar sind. Und dennoch: es wird wohl kaum einer Zweifel an der Existenz von atomaren und subatomaren Partikeln hegen, obgleich die meisten noch nie solche Partikel ‚gesehen‘ haben oder eine andere Form von *direct acquaintance* mit ihnen gehegt haben. Die von Rapaport und Shapiro vertretene Theorie einer semipermeablen Membran zwischen als wahr angenommenen Daten und als fiktional „getaggtten“ Vorstellungen hat nicht die Funktion, das *double-bind* zu sprengen, sondern ein Modell aufzustellen, das es auf produktive Art operieren lässt. Jedoch geben die Autoren keine klare Antwort auf die wichtigste Frage: welche Bedingungen müssen überhaupt erfüllt sein, damit das Wandern von einer Datenbank in die andere nicht die Differenz zwischen beiden verwischt? Die Frage ist nicht trivial. So ist doch die bloße Tatsache, dass Vorstellungen, die durch einen fiktionalen Text übermittelt werden, mit meinen Vorstellungen über die Realität kompatibel sind, nicht genug, um die Idee eines Übergangs zu legitimieren. Der Grund dafür liegt auf der Hand: da unser Wissen einer jeden Realität partiell ist, ist die

¹⁵ William Rapaport und Stuart C. Shapiro, „Cognition and Fiction“, in *Deixis as Narrative: A Cognitive Science Perspective*, hrsg. von Judith F. Buchan, Gail A. Bruder und Lynne E. Hewitt (Hillsdale, NJ: Lawrence Erlbaum Associates, 1995), 107-128.

Anzahl der kompatiblen Vorstellungen mit der Realität *so wie wir sie kennen* notwendigerweise größer als diejenige der Vorstellungen, die de facto wahr sind. Beispielsweise sind zwar des Öfteren zwei sich gegenseitig ausschließende Vorstellungen mit unserem partiellen Wissen einer bestimmten Realität kompatibel, aber dennoch kann nur eine der beiden tatsächlich wahr sein.

Bis zu diesem Punkt meines Aufsatzes bin ich davon ausgegangen, dass die Einschleusung von fiktionalen Vorstellungen in unseren *Überzeugungsraum* eine bewusste Operation ist und insofern prinzipiell kontrollierbar ist. Plato war jedoch bereits der Meinung, dass die folgenschwersten Interferenzen subpersonaler Natur sind oder dass, wie er es ausdrückt, ihr Aktionsmodus derjenige der Kontamination ist. Zahlreiche Studien bestätigen diese Hypothese: die Interferenzen zwischen fiktiven und faktualen Vorstellungen spielen sich zum Teil auf subpersonaler Ebene ab und entziehen sich dementsprechend jeder epistemischen Kritik.¹⁶ Sie sind je nach Fall mehr oder weniger stark und haben somit mehr oder weniger gravierende Folgen.

Der schwächste Grad von Interferenz ist von Lewis und Anderson studiert worden.¹⁷ Sie führten eine Reihe experimenteller Studien durch, aus denen sie folgenden Schluss ziehen: je mehr uns eine Fiktion ‚Informationen‘ über eine historische Figur, zum Beispiel Napoleon, vermittelt, desto mehr Zeit brauchen wir nach der Lektüre, um zu entscheiden, ob eine Information *x* über Napoleon wahr oder falsch ist. Die durch die Lektüre vermittelten fiktionalen Vorstellungen haben uns also zunächst verunsichert, so dass es uns schwerer fällt, die von uns als wahr angenommenen Informationen von den von uns als falsch angesehenen zu unterscheiden. Diese Interferenz ist schwach, weil sie unsere Fakten-Datenbank nicht kontaminiert. Und dennoch zeigt auch sie bereits, dass die beiden Vorstellungsräume miteinander in Kontakt stehen.

Eine stärkere Interferenz, die in einem Experiment von Elisabeth Marsh und ihren Kollegen aufgezeigt wurde, hat wiederum direkte Folgen für das *Überzeugungssystem*.¹⁸ Das Experiment vollzog sich wie folgt: zunächst testeten die Wissenschaftler das referentielle Wissen einer gewissen Anzahl von Personen einen bestimmten realen Kontext betreffend, indem sie ihnen wahre und falsche diesen Kontext betreffende Aussagen präsentierten und sie anschließend baten, zwischen wahren und falschen Aussagen zu unterscheiden. Danach gab man ih-

¹⁶ Die folgende Analyse stützt sich besonders auf C. H. Lewis und J. R. Anderson, „Interference with Real World Knowledge“, *Cognitive Psychology* 8 (1976), 311-335; Richard J. Gerrig und Deborah A. Prentice, „The Representation of Fictional Information“, *Psychological Science* 2 (1991), 336-340; Deborah A. Prentice und Richard J. Gerrig, „Exploring the Boundary between Fiction and Reality“, in *Dual Process Theories in Social Psychology*, hrsg. von S. Chaiken und Y. Trope (New York: Guilford Press, 1999), 529-546; Elisabeth J. Marsh, Michelle L. Meade und Henry L. Roediger III, „Learning Facts from Fiction“, *Journal of Memory and Language* 49 (2003), 519-536.

¹⁷ Lewis und Anderson, „Interference with Real World Knowledge“.

¹⁸ Marsh, Meade, und Roediger, „Learning Facts from Fiction“.

nen eine fiktive Geschichte zu lesen, die denselben Kontext thematisierte und eine gewisse Anzahl sachlicher Irrtümer enthielt (oder genauer gesagt: die eine gewisse Anzahl von Aussagen enthielt, die falsch gewesen wären, falls der fiktive Kontext ein realer Kontext gewesen wäre). Nach der Lektüre wurde das referenzielle Wissen der Leser den entsprechenden realen Kontext betreffend wieder getestet. Das Resultat war, dass die Leser einige der in den fiktiven Geschichten enthaltenen falschen Informationen als Wahrheiten übernahmen und somit mehr falsche Antworten nach dem Lesen als vor dem Lesen gaben. Die Tatsache, dass die Produktion von fehlerhaften Informationen vor dem Experiment kleiner war als nach dem Lesen, beweist, dass die falsche Information, die nach dem Lesen von fiktiven Geschichten als wahr angesehen wurde, in die vorhandene referenzielle Datenbank der Leser eingewandert war. Diese Ergebnisse sind ein starkes Argument für die Existenz einer semipermeablen Membran: Daten, die ihren Ursprung in der Fiktion haben, werden im Gedächtnis sowohl mit dem vorexperimentellen Wissen als auch mit der Erzählquelle verknüpft. Und tatsächlich, obwohl Leser bereitwillig falsche Informationen aus der Fiktion in ihr Überzeugungsfundament übernahmen, waren sie sich vollkommen bewusst, dass sie diese Aussagen in der Fiktion gelesen hatten. Nur hielten sie sie für wahre Aussagen (was ja auch tatsächlich der Status anderer in der Fiktion vorkommender Aussagen war). Bei einigen Lesern war das falsche Fürwahrnehmen sogar von einer illusorischen Überzeugung begleitet den in der Fiktion beschriebenen (Pseudo-)Tatbestand seit jeher gekannt zu haben. Sie glaubten also, der aus der fiktiven Geschichte übernommene falsche Tatbestand sei ein seit jeher in ihrem Referenzsystem gespeichertes Wissen. Der entscheidende Punkt ist die Tatsache, dass die Leser die unkorrekte Aussage in ihre referentielle Datenbank übernommen hatten, ohne, falls man sie fragte, zu verkennen, dass sie sie in der fiktionalen Geschichte gelesen hatten. Dies zeigt, dass die Interferenz auf subpersonaler Ebene stattgefunden hatte: als die getesteten Personen die falsche Aussage während des zweiten Tests bewerten sollten, war sie schon Teil ihrer faktualen Datenbank und war also gegen kritische Hinterfragung immunisiert.

Viele Aspekte dieser Permeabilität sind noch unverstanden. Dennoch kann man versuchen sich zu fragen wieso solche Interferenzen möglich sind. Der erste Erklärungsversuch, D.T. Gilbert folgend, geht davon aus, dass unsere Informationen betreffende Nullstrategie ist, sie als wahr anzunehmen, denn nicht überzeugt zu sein, ist anstrengend.¹⁹ Konkreter noch heißt dies: wenn uns jemand etwas mitteilt und wir aufgrund irgendwelcher Indizien annehmen können, dass er es für wahr hält, so besteht unsere Standardreaktion nicht darin,

¹⁹ D. T. Gilbert, „How Mental Systems Believe“, *American Psychologist* 46 (1991), 107-119; D. T. Gilbert, D. S. Krull und P. S. Malone, „Unbelieving the Unbelievable: Some Problems in the Rejection of False Information“, *Journal of Personality and Social Psychology* 59 (1990), 601-613.

seine Aussage intensional zu analysieren, d.h. sie in unserer Datenbank als Überzeugung eines anderen zu kategorisieren. Im Gegenteil, wir neigen grundsätzlich dazu, diesen Inhalt direkt in unsere eigenen Überzeugungen zu integrieren. Dies wirft jedoch die Frage auf, ob das Rapaport-Shapiro-Modell die faktische Darstellungen betreffende Durchlässigkeit zwischen dem Raum unserer eigenen Überzeugungen und unserer Behandlung der Überzeugungen anderer nicht unterschätzt. Wie schon gesagt, sind ja ein Großteil (und in einigen Bereichen vielleicht sogar die Mehrzahl) der von uns als wahr angenommen Aussagen solche, die wir von anderen Personen übernommen haben.

Eine zweite Erklärung geht davon aus, dass Fiktion im Vergleich zu anderen Quellen indirekten Wissens (d.h. nicht aus persönlicher Erfahrung gewonnenen Wissens), eine besondere Quelle ist, da, anders als im Fall der Lüge, nicht alles, was in einer Fiktion vorkommt, streng genommen ‚falsch‘ ist. Diese ambivalente Situation fiktionaler Aussagen, so der Erklärungsversuch, könne nun Probleme bei der Durchführung einer zufriedenstellenden Trennung von referentiellen und fiktionalen Datenbanken mit sich bringen. Vielleicht könnte man sogar noch weiter gehen und die Hypothese aufstellen, dass die Schwierigkeit der Trennung in der von Shapiro und Rapaport erwähnten doppelten Tatsache besteht: um eine Fiktion verstehen zu können, müssen wir erstens auch Aspekte unseres Wissens von Realität mobilisieren; und um die kognitiven, emotiven und ethischen Möglichkeiten einer Fiktion zu aktivieren, müssen wir zweitens verschiedene Aspekte der Fiktion in unsere Realität einbeziehen.

Ein dritter Erklärungsversuch sieht den Grund der Permeabilität im immersiven Erleben von Fiktion. Marsh und ihre Kollegen hatten ihre Tests an Universitätsstudierenden durchgeführt und hatten erwartet, ihre Testsubjekte würden eine distanzierte, also gerade nicht immersive, Haltung einnehmen. Gerrig und Prentice hatten ja bereits gezeigt, dass eine distanzierte Haltung der Fiktion gegenüber die Produktion falscher Antworten verringert.²⁰ Dementsprechend erwarteten Marsh und ihre Kollegen, dass die Lektüre einer Fiktion zwar den Prozess der Trennung von richtigen und falschen Antworten verlangsamen würde, dass aber die Einnahme einer kritischen Haltung gegenüber diesem psychologischen Effekt zu einem verlängerten *monitoring* führen würde und sich so die Anzahl der Irrtümer verringern würde. In Wahrheit aber lasen die Studierenden die Geschichte *nicht* mit einer distanzierten Einstellung. Wie die meisten Standardleser lasen sie sie ‚zum Vergnügen‘, d.h. immersiv. Wobei die Immersion dazu tendiert, *top-down* gelenktes, epistemisches *monitoring* zu verringern.

Diese verschiedenen Erklärungen schließen sich nicht notwendigerweise gegenseitig aus. Es ist vielmehr anzunehmen, dass die Permeabilität unter dem Einfluss mehrerer Faktoren steht und auch wohl von Person zu Person verschieden ist. Gleichwohl ist die Existenz der Interferenzphänomene unbestreit-

²⁰ Gerrig und Prentice, „The Representation of Fictional Information“.

bar. Und dass wir sie in aller Regel nicht bemerken, ist insofern ‚normal‘, als sie sich auf subpersonaler Ebene abspielen.

Wenn nun das im ersten Teil dieses Artikels entwickelte Argument stimmt – falls also die mentale Protonarrativität die Quelle aller narrativen Aktivitäten und Produktionen ist –, dann bedeutet dies, dass alle narrativen Praktiken (und insbesondere die sozial geteilten Erzählungen) diese irreduzible eigenerfahrende Dimension, die dem Erzählen als solches eigen ist, annehmen. Das bedeutet dann auch, dass die soziale Welt (und insbesondere die historische Welt) für den Menschen nur insofern konsistent ist, als sie eine Resonanz in der sich selbst erzählenden Erfahrung des Einzelnen findet. Aber, falls die Erzählpraktiken ein Kontinuum bilden (was ja eine Konsequenz der hier vorgetragenen Hypothese ist), bedeutet dies im Umkehrschluss auch, dass sozial geteilte Erzählungen in unsere ‚privatesten‘ Protonarrativitäten, mit bereichernden und transformatorischen Folgen intervenieren können. Und falls schließlich die Auseinandersetzung mit der Permeabilität der Grenze zwischen faktualen und fiktionalen Vorstellungen und Aussagen zu korrekten Ergebnissen geführt hat, dann muss die im ersten Teil entwickelte Hypothese eines Kontinuums für alles Erzählen jenseits der Grenze (und des Unterschieds) von Faktualität und Fiktion gleichermaßen gelten. Das heißt freilich nicht, dass diese Grenze eine Illusion ist, sondern nur, dass sie, wie jede andere Grenze auch, potentiell durchlässig ist.

Bibliographie

- Ahissar, Merav u. a. „Reverse Hierarchies and Sensory Learning“. *Philosophical Transactions of the Royal Society, Biological Sciences* 364 (2009), 285-299.
- Anderson, Tory S. „From Episodic Memory to Narrative in a Cognitive Architecture“. In *6th Workshop on Computational Models of Narrative (CMN'15)*, hrsg. von Mark A. Finlayson u. a. (Leipzig: Dagstuhl, 2015), 2-11.
- Dennett, Daniel. *Explaining Consciousness* (Harmondsworth: Penguin, 1991).
- Fludernik, Monika. *Towards a Natural Narratology* (London: Routledge, 2010).
- Fludernik, Monika, Nicole Falkenhayner und Julia Steiner, Hg. *Faktuales und fiktionales Erzählen: Interdisziplinäre Perspektiven* (Faktuales und fiktionales Erzählen 1) (Würzburg: Ergon Verlag, 2015).
- Gerrig, Richard J. und Deborah A. Prentice. „The Representation of Fictional Information“. *Psychological Science* 2 (1991), 336-340.
- Gilbert, D. T., D. S. Krull und P. S. Malone. „Unbelieving the Unbelievable: Some Problems in the Rejection of False Information“. *Journal of Personality and Social Psychology* 59 (1990), 601-613.

- Gilbert, D. T. „How Mental Systems Believe“. *American Psychologist* 46 (1991), 107-119.
- Goldman, Lawrence. *The Culture of Coincidence* (Oxford: Oxford University Press, 1993).
- Hume, David. *Treatise of Human Nature* (New York: Prometheus Books, 1992).
- Kaczmarek, B. L. J. „Neurolinguistic Analysis of Verbal Utterances in Patients with Focal Lesions of the Frontal Lobes“. *Brain and Language* 21 (1984), 52-58.
- Lewis, C. H. und J. R. Anderson. „Interference with Real World Knowledge“. *Cognitive Psychology* 8 (1976), 311-335.
- Mar, Raymond A. „The Neuropsychology of Narrative: Story Comprehension, Story Production and Their Interrelation“. *Neuropsychologia* 42.10 (2004), 1414-1434.
- Marsh, Elizabeth J., Michelle L. Meade und Henry L. Roediger III. „Learning Facts from Fiction“. *Journal of Memory and Language* 49 (2003), 519-536.
- Milivojevic, B. u. a. „Coding of Event Nodes and Narrative Context in the Hippocampus“. *The Journal of Neuroscience* 36.49 (2016), 12412-12424.
- Prentice, Deborah A. und Richard J. Gerrig. „Exploring the Boundary between Fiction and Reality“. In *Dual Process Theories in Social Psychology*, hrsg. von S. Chaiken und Y. Trope (New York: Guilford Press, 1999), 529-546.
- Rapaport, William und Stuart C. Shapiro. „Cognition and Fiction“. In *Deixis as Narrative: A Cognitive Science Perspective*, hrsg. von Judith F. Buchan, Gail A. Bruder und Lynne E. Hewitt (Hillsdale, NJ: Lawrence Erlbaum Associates, 1995), 107-128.
- Ricoeur, Paul. *Du texte à l'action: Essais d'herméneutique*, Bd. 2 (Paris: Editions du Seuil, 1998).
- Searle, John. *Intentionality* (Cambridge: Cambridge University Press, 1983).
- Thompson, David L. „Intentionality and Causality in John Searle“. *Canadian Journal of Philosophy* 16.1 (1986), 83-97.
- Tomasello, Michael. *The Cultural Origins of Human Cognition*. (Cambridge, MA: Harvard University Press, 1999).
- Young, Kay und Jeffrey L. Saver. „The Neurology of Narrative“. *SubStance* 30.94/95 (2001), 72-84.
- Zacks, Jeffrey M. und Joseph P. Magliano. „Film, Narrative, and Cognitive Neuroscience“. In *Art and the Senses*, hrsg. von Francesca Bacci und David Melcher (Oxford: Oxford University Press, 2011), 435-454.